

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 86.

Berlin, Sonnabend den 19. Juli

1845.

Frankreich.

Die geistigen Fähigkeiten der Thiere.

(Nach der Revue Indépendante.)

Besitzen die Thiere Fähigkeiten, die man mit den Geistesvermögen des Menschen vergleichen könnte? Bevor wir diese Frage erörtern, müssen wir uns klar werden, worin jene Geisteskräfte bestehen, die der Mensch für sich allein in Anspruch nimmt. In der Möglichkeit z. B. in kurzer Zeit ein ganzes Buch der Aeneide auswendig zu lernen, oder in den Leidenschaften, von denen Phädra oder Harpagon beherrscht werden, können sie nicht liegen, eben so wenig, als in dem Talente, einen Faust oder Hamlet zu schaffen, und in der Kunst, einen beredten Vortrag zu halten. Denn diese glänzenden Fähigkeiten sind durchaus nicht das Eigenthum aller menschlichen Intelligenzen, wie nicht Jeder, der gehen kann, zum Ballettänzer, und der musikalisches Gehör hat zum Komponisten taugt. Man müßte neun Zehntheile des menschlichen Geschlechts zu den Thieren zählen, wollte man so hohe Ansprüche an jedes Wesen machen, das den Namen eines Menschen verdienen soll. Wir werden daher die wesentlichen Eigenschaften des Geistes in allgemeineren, alle Gradunterschiede zusammenfassenden Bestimmungen suchen müssen und theilen sie demnach in vier Klassen. Durch die erste bringen wir uns die Dinge der Außenwelt, unsere Bedürfnisse und uns selbst zum Bewußtseyn. Man erlaube uns die Fähigkeiten dieser Klasse receptive zu nennen. In die zweite gehören die instinktiven Fähigkeiten. Sie erregen die Gefühle der Lust und Unlust, der Liebe und des Hasses, während wir vermöge der reflectiven die empfangenen Eindrücke beurtheilen und unter einander vergleichen, und durch die expressiven diese Urtheile in Form von Worten oder Handlungen an die Außenwelt zurückgeben.

Wir wollen nun untersuchen, ob und in welcher Gestalt sich diese Fähigkeiten, die eben sowohl die Bedingungen der Moral als des Denk-, Vorstellungs- und Gefühlsvermögens umfassen, in den Thieren wiederfinden, und werden eingedenk seyn müssen, daß sie selbst dann für vorhanden zu halten sind, wenn sie sich nur erst in schwachen Umrissen zu erkennen geben.

1. Receptive Fähigkeiten. Gewöhnlich beginnt man die Psychologie mit der Lehre von den Instinkten; wir meinen aber, es sey naturgemäßer, mit dem Vorstellungsvermögen anzufangen, da jede Arbeit des Geistes von einer Vorstellung veranlaßt wird. Die Eindrücke nun, die das Bewußtseyn erhält, werden durch die Sinne vermittelt und sind gering bei den niederen Thieren, die nur wenig Beziehung zur Außenwelt haben, aber bei den Vögeln und Säugethieren fast eben so mannigfaltig und scharf, als bei dem Menschen. Es wäre unnötig dies mit Beispielen zu belegen, da bekannt ist, daß sogar Thiere von unvollkommener Organisation uns im Sehen, Riechen u. s. w. überlegen sind. An allen läßt sich nicht erkennen, ob sie auch die Farben von einander zu unterscheiden wissen; aber von manchen Gattungen ist dies erwiesen. Cuvier erzählt von einem Löwen, der seinen Herrn nur dann wiedererkannte, wenn derselbe einen Rock von einer gewissen Farbe trug.

Die Leichtigkeit, mit der die Thiere Orte und Wege behalten, die sie nur einmal besucht haben, ist ausgezeichnet. Hunde und Pferde sind in dieser Hinsicht besser bedacht, als der Mensch. Bei den Vögeln ist dieser Ortssinn noch ausgebildeter, sie wissen sich selbst noch nach mehreren Jahren in der Luftbahn zurechtzufinden, die sie einmal zurückgelegt haben. Selbst wenn sie nicht über die See fliegen, bieten ihnen die Gegenstände auf der Erde keine Anhaltspunkte, denn sie sind zu weit von ihnen entfernt und sie fliegen zu rasch über sie hinweg. Sie können auch, wie die blinden Menschen, ohne Hilfe der Augen sich einen Weg einprägen. Wir kannten einen Dompfaff, der fast seit seiner Geburt blind war. Die Stäbe seines Käfigs waren in Form eines Z aneinander gefügt, und der Vogel machte den Weg über dieselben sehr häufig, immer mit seinem Schnabel fühlend, ob er bei dem folgenden Stabe angekommen sey, und ohne je fehlzutreten. Ja, wenn er auf den untersten gelangt war, nahm er sich selten die Mühe, bis zu Ende zu gehen, sondern sprang schon von der Mitte aus auf den Boden.

Die Thiere können aber nicht allein Punkte die sie bereits gesehen haben von anderen unterscheiden, sondern haben auch eine Vorstellung von Dimensionen und Abständen. Denn, wenn sie von einer Stelle hinüber nach einer anderen setzen wollen, springen sie selten zu kurz, oder zu weit, so genau wissen sie die Entfernungen abzumessen und nach denselben den nöthigen Aufwand von Schwungkraft zu bestimmen. Buffon sagt, es fehle den Thieren der Sinn für das Zeitmaß, aber mit Unrecht; bei vielen ist er noch ent-

wickelter, als beim Menschen. Sie merken sich genau die Stunde der Fütterung, und warten sie geduldig ab, wenn sie auch früher Hunger haben. Ist aber die Zeit da, so finden sie sich regelmäßig an dem Orte ein, wo das Futter vertheilt wird. Unter den Heerden, die halbwild in den Wäldern leben, kommen einige täglich, andere nur einmal in der Woche aus freien Stücken in die Ställe, um sich etwas Salz zu holen und sich zählen zu lassen. Wenn der Frühling naht, wollen die Kühe, die gewöhnt sind, den Sommer auf den Bergen zuzubringen, nicht mehr in den Ställen fressen, während sie um Martini herum, wie viel Futter auch noch auf den Bergen zu finden sey, das Verlangen zeigen, in ihre Winterquartiere zurückzukehren. Man sieht ferner das Bild jedes Jahr, wie unregelmäßig auch die Witterung seyn mag, zur bestimmten Zeit seinen Aufenthaltsort verändern und eben so regelmäßig wiederkommen. Der Wilddieb weiß wohl, daß er wenigstens eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang in seinem Hinterhalte seyn muß, und daß die Nebe sich nie verrechnen, wie früh oder spät auch der Mond am Himmel erscheine.

Daß die Thiere der Eindrücke von Tönen fähig sind, wird Niemand bezweifeln. Ein Wort wird je nach dem Tone, in dem es gesprochen wird, verschiedene Empfindungen in einem Thiere hervorrufen. Die Singvögel haben sogar Sinn für die Harmonie, und sind keine Spieluhren, die sich nicht auch bewußt wären, daß sie singen. Andere können Lieder lernen und sie behalten; manche singen sogar nur diejenigen, welche sie gelernt haben.

Die Vorstellung der Kraft und Schwere ist ebenfalls weder den Säugethieren noch den Vögeln fremd. Wenn sie von einem fallenden Körper bedroht werden, so erschrecken sie darüber weit mehr, sobald der Körper schwer, als wenn er leicht scheint. Sie berechnen ferner die Kraft, die sie anzuwenden haben, um einen bestimmten Erfolg zu erreichen. Wenn man mit einem Stiere spielt, so reicht er sein Horn weit sanfter hin, als wenn er einem Feinde zu Leibe will; Vögel picken mit ihrem Schnabel ganz anders, wenn sie schmeicheln, als wenn sie angreifen wollen. Am auffallendsten zeigt sich diese Erscheinung bei den Katzen. Wollen sie eine Maus oder ein Vögelchen tödten, so fehlen sie niemals, wenn sie ihre Zähne und Krallen gebrauchen; wollen sie aber bloß tändeln oder ihren Zungen Lectionen geben, so holen sie ebenfalls weit aus, als wollten sie ihren armen Gefangenen massakriren, lassen die Pfote aber sanft niederfallen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Thiere sich eine Vorstellung von den Umrissen der Körper machen und sie in ihrem Gedächtnisse aufbewahren; aber die Leichtigkeit, mit der sie Plätze, Utensilien und Menschen wiedererkennen, scheint dafür zu sprechen. Bei den Affen ist es klar, daß sie Formveränderungen auffassen können, da sie jede Geberde nachahmen.

Haben endlich die Thiere die Fähigkeit, zu zählen? Säugethiere und Vögel scheinen es zu können, nur muß es sich um ganz kleine Zahlen handeln. Hündinnen und Katzen merken nicht, daß ihnen ein Junges fehlt, wenn sie noch drei oder vier haben; manche zeigen sogar erst Unruhe, wenn sie kein einziges mehr finden. Fünf Jäger wollten, erzählt Leroy, eine Eider tödten und verbargen sich neben dem Baume, auf welchem sie ihr Nest hatte. Darauf gingen drei hinter einander fort; aber der Vogel hatte sie gezählt und hielt sich so lange in der Entfernung, bis auch der vierte aus dem Hinterhalte hervorgekommen war. Vom fünften aber wurde er gefaßt; denn er konnte nicht bis fünf zählen. (Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Die Freistaaten vom Rio de la Plata.

(Fortsetzung.)

Die Pampas erstrecken sich zwischen dem atlantischen Ocean, dem Rio Dulce und dem Rio Colorado in einer Länge von 180 und in einer Breite von 108 deutschen Meilen.

Die Provinz Buenos-Ayres, welcher Herr Woodbine Parish im Jahre 1839 200,000 Einwohner gab, ist die größte, reichste und bevölkerteste von allen argentinischen Provinzen.

Die Hauptstadt Buenos-Ayres ist ein sehr besuchter, aber unsicherer und schwer zugänglicher Hafen. Eine Kriegskorvette bezahlt von Montevideo bis Buenos-Ayres 2000 Franken (333 Thaler) Pilotensohn. Die Schiffe, welche über 10 Fuß im Wasser gehen, müssen bei der Insel Martin-Garcia, 2½ deutsche Meilen vor der Stadt, anhalten. Die Ueberfahrtszeit von Montevideo bis Buenos-Ayres dauert für Segelschiffe, je nach dem Winde, funfzehn Stunden

bis sieben Tage. Die Bai von Buenos-Ayres ist mit Felsen umgeben und bietet keinen Landungsplatz. Vom Schiffe aus fährt man noch eine gute Stunde in einem Boote, welches einen Flintenschuß weit vom Ufer anhält, und steigt dann in eine mit drei Pferden bespannte caretilla, die den Reisenden im vollen Trab durch das aufspritzende schmutzige Wasser endlich ans Land führt. Man hat berechnet, daß die Ausladung der Waaren eines Schiffes zu Buenos-Ayres fast eben so viel kostet, als die ganze Ueberfahrt von Europa bis dahin.

Die pamperos, heftige Südostwinde, werfen zuweilen die Mehrzahl der auf den beiden Rheden liegenden Schiffe an die Küste; oft halten die Anker diesen Sturm nicht aus, der vorzüglich zur Zeit der Aequinoctien eintritt.

Der erste Anblick von Buenos-Ayres ist angenehm und malerisch. Die Stadt breitet sich auf einer Hochebene aus, die sich links nach den Marschbenen von Riachuelo hinabsenkt und rechts an die Straße von San Isidro stößt. Die Barranca, eine Erhöhung, die man ersteigen muß, um in die Stadt zu gelangen, die weißen Stockenttürme mit ihren hohen und zackigen Spitzen, die Kuppel der Domkirche, die alte und geräumige residencia der Jesuiten, die offene Gallerie der Kaserne de Retiro, das niedliche Haus des brasilianischen Ministers, die zierlichen miradores, welche alle durch die des Hauses des General Rosas verdunkelt werden, die reizenden, halb in Blumen versteckten Landhäuser, auf der rechten Seite der Stadt; — alles dies bildet freilich ein herrliches Panorama, aber es verspricht von weitem, was es, in der Nähe betrachtet, nicht hält.

Wenn die caretilla bei den Felsen der Küste anhält, gelangt man auf die muelle (Hafendamm), einen großen, schlecht unterhaltenen Platz. Einige vereinzelte Bäume scheinen sich hier mit Mühe über ihre Längeweise zu trösten und kämpfen traurig und vergeblich gegen eine Art von vegetalem Spleen. Es ist dies die berühmte Alameda, der Sonntagspaziergang für diejenigen, welche keine Landhäuser besitzen, und das ist unzweifelhaft die überwiegende Mehrzahl. Steigt man von hier aus die Barranca hinan, so gelangt man links hin nach dem großen Platze zwischen el Fuerte und la Recocha Vieja. El Fuerte ist ein aus mehreren großen Gebäuden bestehendes Stadtviertel, umgeben von einer dicken Mauer, beherrscht durch einen mit Kanonen besetzten Wall und beschützt durch einen Graben, über den man vermittelst einer Zugbrücke gelangt. Alle von der ausübenden Gewalt abhängigen Verwaltungsbehörden sind hier vereinigt. Der Gouverneur aber wohnt nicht hier. Diese Festung, die ziemlich ehrfurchtgebietend aussieht, beherrscht die kleine Rhede und den Mittelpunkt der Stadt.

Der bedeutendste öffentliche Platz ist der Victoria-Platz, auf dessen Mittelpunkt sich ein Obelisk erhebt, zum Andenken an die am 25. Mai 1830 ausgesprochene Unabhängigkeit von Argentinien. Dieser Platz wird auf der Südseite durch eine Gallerie begrenzt, auf der Westseite durch das Gefängniß, den Cabildo und das Polizei-Büreau, auf der Nordseite erhebt die Domkirche ihre von Hapence strahlende ungeschickte Kuppel, auf der Ostseite erstreckt sich die Recocha Vieja. Der Domkirche gegenüber erhebt der Stockenturm von San Francisco seine maurische, durchbrochene Spitze. Die Kirche de la Merced ist einförmig und traurig. Das Hospital ist finster, unreinlich und verstaubt, das Kammergebäude häßlich und verbaut. Das beste der beiden Theater, das Victoria-Theater, ist eine Art von Kneipe voll Zigarrendampf. Ein vortrefflicher Komiker und eine lebendige und geistreiche Schauspielerin tragen unter einem ungeheuren Weisheitsstürme die Sainetes vor, Schuttblendenstücke, deren Scenen nur als Vorwand da sind, um einen blendenden Wortschwall loszulassen. Nur ein einziger Tragiker, Lapuerta, fand vor einigen Jahren Beifall. Der Kirchhof la Recoleta hat keine bemerkenswerthen Grabmäler. In einigen Klöstern leben müßige und schmutzige Bettelmönche. Die Kasernen sind erbärmlich, mit Ausnahme derjenigen, welche auf Befehl des Gouverneurs Rivadavia auf dem Retiro erbaut worden ist.

Die Häuser haben nur ein Erdgeschos oder höchstens noch ein Stockwerk, das Dach bildet eine Terrasse (azotea). Die an den Seiten mit Trottoiren versehenen Straßen schneiden sich unter rechten Winkeln. Die Häuser sind geräumig und alt, ohne Kamine für den Winter, während dessen man sich des spanischen brazero (Kohlenbeckens) bedient, wenn sich nicht, wie dies häufig geschieht, die Frauen mit einem Shawl und die Männer mit einem Mantel begnügen. Die gewaltigen, während der Regenzeit so unbequemen Säle gewähren im Sommer eine angenehme Kühle. Thorwege sind unbekannt; Gärten sind im Innern der Stadt selten, nur in einigen Höfen stehen große Drangenbäume, Weinstöcke und Kisten mit Sträuchern oder Blumen. Die Stadt ist scharlachfarben angestrichen, denn dies ist die Farbe der föderativen Partei, an deren Spitze sich Rosas gestellt hat. Die weißen Häuser lassen sich zählen; Thore, Ringmauer oder Schlagbäume sind nicht vorhanden.

Die Bevölkerung ist spanischen Ursprungs, vermischt mit den Gauchos; auch zahlreiche Auswanderer haben in Buenos-Ayres ihre Wohnung aufgeschlagen, doch sind die Fremden hier minder zahlreich als in Montevideo. Hier bis fünftausend Franzosen entwickeln in Buenos-Ayres eine verständige und fruchtbare Thätigkeit; ausgewanderte Irländer arbeiten langsam und ohne Einsicht; Sarden besorgen den Küstendienst oder laden als lanchoneros die Schiffe aus; die europäischen Spanier, wenn sie nicht so glücklich gewesen sind, auf der englischen Kanzlei als von Gibraltar gebürtig eingeschrieben zu werden, büßen hier grausam die stolze Herrschaft der Vicelkönige. Buenos-Ayres, welches ehemals bis 200,000 Einwohner zählte, ist bis auf 45,000 herabgesunken, mit Einschluss der Neger, welche Rosas befreit hat, um sie als Soldaten zu gebrauchen.

Die Männer tragen zu Buenos-Ayres den schwarzen Frack und die engen, unschönen Beinkleider unserer europäischen Dandys; ins Knopfloch stecken sie ein rothes Band mit dem Portrait von Rosas und der Inschrift: „Viva el

ilustre restaurador de las leies!“ (Es lebe der durchlauchtige Wiederhersteller der Gesetze.) Sie lassen noch zwei andere Bänder flattern mit der doppelten Inschrift: „Viva la federacion! — Mueran los inmundos, asquerosos, salvages unitarios!“ (Es lebe die Conföderation! — Tod den unreinen, schmutzigen, wilden Unitariern!) Ihr Hut, unser runder Hut, der die Reise um die Welt gemacht hat, ist mit einem rothen Bande umgeben, auf welchem dieselben Zeilen prangen; eine rothe Weste à la Robespierre vollendet die Livree, die jeder Argentinier tragen muß. Rosas hat seitdem den Männern sogar die schwarze Kleidung verboten; der rothe poncho und die weiten, weißen und gefranzten Beinkleider der Pampas sind streng anbefohlen. Auch die Schnurrbärte und Backenbärte sind durch besondere Befehle vorgeschrieben, eine Halskette oder wäre anfrührerisch, weil sie ein U bilden würde, den ersten Buchstaben des Wortes Unitario. Die beiden Parteien, Föderalisten und Unitarier, haben sich seit der Unabhängigkeitserklärung im Mai 1810 gebildet; es würde aber beiden jetzt sehr schwer werden, bestimmt anzugeben, was sie unter Föderativ- oder Unitar-System verstehen. Rosas hat die beiden Benennungen beibehalten, die Föderalisten sind seine Freunde, die Unitarier seine Feinde. Die Frage ist auf diese Weise einfach und klar geworden. Trotz der Hinrichtungen, Ermordungen und Verbannungen hat Rosas noch Feinde zu Buenos-Ayres, welche durch die Sorge für ihre Familien und ihre materiellen Interessen zu einem gezwungenen Aufenthalte in dieser Stadt und einer tiefen Heuchelei genöthigt sind. Sie wissen die äußeren Kennzeichen des Föderalismus mit großem Gepränge zur Schau zu tragen, hüllen sich aber im Uebrigen in undurchdringliches Dunkel. Die echten Föderalisten erfüllen die Kaffeehäuser mit ihren wüthenden Declamationen, sind schreckliche Praepler, wenn man ihnen nachgiebt, freig, wenn man ihnen entgegentritt, und hassen die Fremden von Herzens Grunde, weil sie ihre überlegene Bildung und Thätigkeit fürchten. Die Damen von Buenos-Ayres sind klein, haben eine feine Stimme, weiße Zähne, blaue Augen, weiße Haut, schwarze Haare, eine reizende Hand und einen Fuß, den ein langes, befranztes Kleid neidisch verhüllt. Im Hause sind sie zuvorkommend gegen den Fremden. Wenn er den mate annimmt, wenn er einige Worte spanisch murmelt, so ermuntern sie ihn zur Vertraulichkeit und verleiten ihn in das Labyrinth träumerischer Gefühle. Obgleich ihnen Rosas nur die blauen und grünen Farben untersagt hat und sich damit begnügt, daß sie eine rothe Kokarde in ihre Haare stecken, so gehören sie doch zur Opposition; sie sind Unitarier und sagen es laut und nicht ohne Muth. Sie vermissen jene auf der Universität des Gouverneurs Rivadavia gebildeten jungen Männer, jene Doctores, die so honigsüß von Liebe zu sprechen und sie einzulösen wußten, während die echten Föderalisten niemals davon sprechen und sich wenig Mühe geben, sie einzulösen, vorausgesetzt, daß sie die Realität erreichen, von welcher sie nach ihrer Ansicht nur das unnütze Vorbild ist.

Der Gouverneur Rivadavia hatte zu Buenos-Ayres eine juristische Fakultät, eine andere für moralische und Naturwissenschaften, ein Observatorium, eine Bibliothek und ein Arsenal gegründet. Er hatte auch der Presse einen wunderbaren Aufschwung verliehen, und sechs oder sieben täglich erscheinende Zeitungen brachten oft bemerkenswerthe Aufsätze. Der General Rosas hat fast nur das Arsenal und zwei Zeitungen behalten, die Gazeta mercantil und das Diario de la Tarde. Die Sprechensherrschaft verschafft diesen in einem fürchtbaren Styl erscheinenden Zeitungen Abonnenten. Eine dritte in englischer Sprache erscheinende Zeitung, The british Packet, hält Rosas in seinem Solde, um ein ergebnes und getreues Organ für Europa zu haben. Der mate, der cigarrito, die dulces der coniterias, der Kaffee, die von den Engländern eingeführten Hahnenkämpfe, die politischen Gespräche, die täglichen Handelsgeschäfte, das Victoria-Theater, wo sehr oft ein Unitarier von einem Föderalisten in estigio umgebracht wird, einige Stunden in der Quinta (Landhaus), während des Sommers dann und wann ein Besuch zu Palermo, dem Landhause Rosas, das ist das Leben der noch zu Buenos-Ayres vorhandenen Gente decente.

Des Morgens einen süßen Mate schlürfen, sich nachlässig in eine gestickte Mantille hüllen, einen reichen Shawl über die Schultern und einen schwarzen Schleier über die Haare werfen, um den täglichen Spaziergang auf dem Markte zu machen, mit Blumen in den Händen und dem feuchten Rebel in den Haaren zurückkommen, einige Blumen schicken und empfangen, die Siesta halten, sich einige Stunden mit der camerista einschließen, um ein neues Kleid anzuziehen, den Kragen umzuhängen, sich mit französischen Parfums zu benehnen und den Hächer zu ergreifen, einige dufende Billets schreiben, einige Griffe mit zerstreuter Hand auf dem Klavier versuchen, einige vertrauliche Besuche empfangen, bei denen die politische Unterhaltung eben so lebendig ist als die der Leidenschaft, mit der Reitgerie in der Hand ein hiesiges Pferd nach der väterlichen Quinta jagen und zurückkommen, des Abends eine kleine Promenade bis nach der Recocha machen, dann im Schatten des dufenden Salons den Glücklichen des Augenblicks erwarten, der sich für den Geliebten Elvira hält und nur der Günstling Danaos ist: das ist das unbekümmerte, unthätige und liebendwürdig unnütze Leben der Bewohnerin von Buenos-Ayres, wenn sie nicht gerade höchsten Ortes zu einer Abendgesellschaft geladen ist, wo sie die Estrella, den Prisionero, lokale Romanzen, singt und mit schulmeisterlicher Langsamkeit die Pas des föderativen Menuets ausführt.

Der fremde Kaufmann oder Handwerker führt ein thätiges Leben; die Gebräuche des Landes nimmt er an oder verwirft sie, nach Belieben. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes betrachtet er mit Bewunderung diese große Stadt, die ausgehoben scheint, die scharlachfarbenen Bewohner ihrer rothen Häuser, die gewaltigen mit acht Pferden bespannten Kutschen à la Louis XV., macht seinen täglichen Gang nach dem Zollamte, dem Hafendamme, den remates (Auctionen), den tiendas (Läden), verirrt sich zuweilen in den qual-

migen Saal des Victoria-Theaters; plaudert am Abende von Handelsgeschäften und spielt in der Fremdenhalle Ecarté, Whist oder Billard. Wenn er unter dem Schutze eines stillschweigenden Begleitungssystemes friedlich heimkehrt, so singt der sereno (Nachtwächter) mit näselnder Stimme die elfte Stunde, worauf er auf Befehl und aus Gewohnheit die Formel hinzufügt: „Viva la federacion! Mueran los unitarios!“ Von sieben Uhr Abends an sind die Straßen still, und es schwebt drohend über ihnen die blutige Erinnerung an die Megeleien vom April 1840 und vom Oktober 1842.

Diese Megeleien hängen über dem Haupte der Bevölkerung wie ein ewiges Damokles-Schwert. Der Formel, welche an sie erinnert, begegnet man überall. Die Circulare und die Verordnungen des Jollantes, die offiziellen Mittheilungen der Regierung, die Privat-Korrespondenz, die Handelsberichte, die Zeitungsanzeigen, die Siebel der Kirchen, das Papiergeld, die Kleidung der Bewohner, das Geschirr der Pferde, die Fahnen des Heeres, die Flaggen der Marine: Alles trägt ein schreckliches Zeichen, gleich Dante's *Lasciate ogni speranza*, das finster und wahr prophezeiende *mueran los unitarios*.

In der That, gegen die Unitarier hat der Gaucho Juan Manuel Ortiz Rosas seit mehr als zehn Jahren mit unglaublicher Beharrlichkeit und Heuchelei gekämpft. Dieser furchtbare Bucherer, der im Jahre 1838 allein für zwölf Millionen Piaster Papiergeld ausgab, der zu derselben Zeit eine Million Piaster baar besaß, der im Jahre 1840 die Güter der verbannten Unitarier einzog, ohne irgend Jemandem Rechenschaft zu geben, der gegenwärtig mit seiner habfüchtigen Familie mehr als die Hälfte der Provinz besitzt, die er regiert, war nur ein einfacher und bescheidener *estanciero* (Gutsbesitzer) unter dem Schutze der Familie Anchorena, die er jetzt selbst, weniger aus Erkenntlichkeit als aus Nothwendigkeit, unter seinen Schutz genommen hat. Wie ist dieser Mensch zur Diktatur gelangt, die er seit zehn Jahren mit der Herzlosigkeit eines Denkers ausübt? Begabt mit einem gelenken und kräftigen Körper, mit einem verständigen Gesichte, dessen Ausdruck durch blonde Haare und glänzende blaue Augen verschönert wird, mit einer oberflächlichen Erziehung, welche ihm gleichsam zufällig im Vorzimmer seines Beschüfers angeflöhen ist, erfahren in der Kunst, Pferde und Rinder zu ziehen, wollte Rosas zuerst reich an Landbesitz und Geld werden. Er wurde es, weil er arbeitete, weil er verständig und ausdauernd ist. Am Sonntage versuchte er sich, umgeben von den Gauchos der benachbarten *estancias*, in ihren halsbrechenden Uebungen und trug den Sieg über Alle davon. Da scharten sich die Gauchos um ihn und seinen wachsenden Ruhm und vertrauten ihm die Ausführung ihrer Verhandlungen mit der Regierung. Wenn er bei einem Besuche in Buenos Ayres seinen Zweck erreicht hatte, so ließ er nicht unbedeutlich merken, daß seine Persönlichkeit die Ursache gewesen sey; waren seine Forderungen zurückgewiesen worden, so erging er sich bald in großem Spott über die gelehrten Herren, bald hüllte er sich in tiefes Schweigen, welches zu sagen schien: „wenn die Gauchos wollten!“ (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Spanien und der Katholizismus.

Nach Edgar Quinet.

II. Der Staat.*)

Wer nur ein wenig über die religiösen Verhältnisse der Völker des Westens und besonders des Südens nachdenkt, dem kann die völlig neue Stellung der katholischen Geistlichkeit in diesen Gegenden unmöglich entgehen. Wenn im Mittelalter die Kirche sich veranlaßt meinte, über einen Staat sich zu beklagen, so fiel es ihr nicht ein, für immer sich von demselben loszusagen. Sie bedrohte, sie züchtigte ihn, um ihn wieder unter ihre Flügel zu nehmen. Das Interdikt lastete zugleich auf dem Staate und auf jedem einzelnen seiner Glieder. Je entschiedener die Drohung, desto näher die Hoffnung der Veröhnung. Man schlug jeden einzelnen Theil, um das Ganze wieder zu gewinnen. Heute, wo es mit dieser Hoffnung zu Ende ist, kommt man auf Gedanken, die den Heiligen des Mittelalters das Herz gebrochen hätten. Man scheint vom Staate sich loszusagen. Jede Gemeinschaft mit ihm wird ein unerträgliches Joch. Täglich versucht man eine jener Beziehungen aufzuheben, welche man mit Freuden angenommen, als man die Hoffnung hatte, Alles wieder zu erhalten. Indem man sich an die Einzelnen wendet, gedenkt man aus dem Staatskörper einen bloßen Schatten zu machen; und wollen wir nicht im höchsten Grade unvorsichtig seyn, so müssen wir eine Trennung von Kirche und Staat als möglich voraussetzen; so müssen wir im voraus die Herausforderung annehmen, welche man uns auf Tod und Leben hinwirft.

Worin besteht die Drohung? Die Kirche ist nahe daran, den übrigen Staaten zu sagen, was sie schon an Spanien gesagt hat: Ich habe noch Verbindung mit den Individuen, ich habe keine mehr mit dem Staate. Mag er seinem Schicksal folgen, mag er leben oder sterben, ich habe mich von ihm losgesagt; ich halte nicht mehr am Staate, dieser abstrakten Person, dieser neuen Gestalt des Volksthumes, die ich nicht mehr anerkenne. Jahrhunderte lang habe ich ihn mit meinem Haupte belebt, ich war mit ihm eins geworden. Nun aber herrsche ich nicht mehr allein; von diesem Augenblicke trenne ich mich von ihm; ich ziehe mich in mein Jenseits zurück. Ich will sehen, wie er sich ohne mich halten wird, dieser Körper, der sich funfzehn Jahrhunderte lang auf mich gestützt hat.

Der Katholizismus, noch mit den einzelnen Gliedern des Staates verbunden, aber von dem älteren Kinde der Kirche sich lossagend und es ver-

lassend, wie Pagar in der Wüste, das ist eine Wahrscheinlichkeit, eine Möglichkeit, deren man sich unbedingt versehen muß. Wir, die wir diese moralische Person, den Staat, so leicht nicht aufgeben, wir, die wir glauben, daß etwas Heiliges in einem Volksthum ist, und daß kein Staat ohne eine göttliche Grundlage bestehen kann, wir wollen untersuchen, ob in jener Verlassenheit, mit der man uns droht, nicht doch etwas von Gott uns bleiben wird; ob in jenem Verluste, den man uns verkündet, wir nicht doch noch eine religiöse Grundlage im Rechte, in der Wissenschaft, in der Kunst, in allen Elementen des modernen Lebens finden werden; ob jene Pagar, mit dem Tode des Erdürstens bedroht, nicht einen Quell zu ihrer Seite wird hervortreten sehen; mit einem Worte, ob der Katholizismus, indem er von den modernen Staaten sich lossagt, diesen jedes religiöse Prinzip ihres Seyns und Bestehens raubt.

In dieser Absicht habe ich Spanien in seinen religiösen Beziehungen dargestellt; betrachten wir es jetzt in politischer Hinsicht.

Der Katholizismus hat in jedem Augenblicke seines Bestehens jener Halbinsel seinen Stempel aufgedrückt; und da er im Mittelalter ein Element der Freiheit und seit dem sechzehnten Jahrhundert ein Element der Reaction war, so hat er diesen zwiefachen Charakter dem Geiste Spaniens eingepreßt. Jeder Spanier ist ein gedoppelter Mensch, ein Freier aus der Zeit der Gemeinen, und ein von Philipp II. zugeschnittener Unterthan. Aus dieser Mischung von Unabhängigkeit und Gehorsam entstehen jene Widersprüche, über die wir staunen. Derselbe Mensch, welcher gestern strebte, Furcht einzulösen, drängt sich heute, zu gehorchen, ich will nicht sagen, sich knechten zu lassen. Ist er etwa unbeständig, oder verleugnet er seinen Charakter? Nein, dessen darf man ihn nicht anklagen; er trägt zwei Persönlichkeiten, zwei Epochen in sich, das Mittelalter und die Reaction des sechzehnten Jahrhunderts; das Gleichgewicht der modernen Welt hat sich noch nicht in ihm gebildet.

Wenn die Anarchie in dem Individuum ist, so darf man sich nicht wundern, sie auch im Staate zu finden; nur glaube man nicht, daß sie denselben Charakter trage wie in einem anderen Lande. Die Anarchie ist uns lieb, so äußerte sich in Madrid ein Mitglied der Cortes, das dieselbe mit am entschiedensten bekämpfte. In der That, da die Reaction seit zwei Jahrhunderten dies Land in das tiefste Elend gestürzt hat, so kann die Anarchie groß werden, ohne ein einziges Interesse zu gefährden. Da giebt's keine Fabriken, keine Werkstätten. Man verläßt den Pflug und nimmt die Büchse zur Hand. Zur Akerndzeit verläßt man seinen Pflanz und sucht sein Feld wieder auf. Man hat den Feind lange verfolgt; man hat sich einigemal geschlagen; man kehrt nach Hause zurück. Nichts ist verändert; das Korn ist reif, der Lebensunterhalt gesichert — das ist das Leben und Treiben des Mittelalters. Man begreift, daß ein solches Leben sehr lange fortdauern kann. Auch ist es nicht etwa die Fehde der Hütten gegen die Burgen. Es giebt keine einzige Burg in Spanien. Man reißt von Bayonne bis nach Cadix, ohne die Ueberbleibsel auch nur eines einzigen Burghurmes, eines einzigen Schlosses aus der Lehenzeit zu finden. Fragt man nach Ruinen, so kennt das Volk keine anderen als die maurischen. Der Boden Spaniens hat nicht eine Spur von der Herrschaft des Adels bewahrt. In dieser Hinsicht ist dies Land in all seinem Elend und seiner Blöße das stolze von Europa. Großentheils entvölkert, ohne Gränzmarken auf den Feldern, ohne Zäune, ohne Mauern, ohne Ruinen, trägt es den unbesetzten Stolz der Wüste auf der Stirn.

Wo sind jene Granden Spaniens? Wo jener berühmte spanische Adel? Niemand hat es mir sagen können. Mit der Revolution verschmolzen oder aufgerieben, genug er ist verschwunden, gekemmt, einfach, ohne auch nur im geringsten seinen Sturz zu verhehlen. Er versucht nicht einmal, wie in anderen Ländern, durch das angemachte Vorrecht der Konventionen, des guten Tones, durch das, was man den geheimen Bund der feinen Sitte nennen könnte, sein Leben zu fristen, was in der Regel die letzte Zuflucht eines entarteten Adels ist. Wo die Bildung allgemein ist, wo selbst die Manieren des Volkes durch Anstand sich auszeichnen, da besteht dieses letzte Vorrecht nicht mehr. Uebrigens kann man in einem Lande, welches achthunderttausend Adelige zählt, fast annehmen, daß Jeder zu dieser Zahl gehöre. Diese Feinheit, dieser dem ganzen Volke eigene Anstand zeugen von einem Geiste der Gleichheit, welcher eben die Grundlage der Sitten ist. Dieser Charakter ist Allem so unverkennbar aufgeprägt, daß man, um ihn zu erklären, auf die innersten Lebenskeime in der Vergangenheit und der Geschichte Spaniens zurückgehen muß.

Wie kommt es, daß das spanische Volk, welches in so vielen Beziehungen allen anderen nachsteht, in diesem einen Punkte weiter fortgeschritten ist? Sicher ist der Grund dieser: Da Spanien im Mittelalter die Idee des Christenthums gegen die Mauren zu vertreten hatte, so hat wohl kein Volk damals die lebendige Idee des Christenthums mit mehr Ernst erfaßt, als dieses. Dem Koran gegenüber dachte sich das spanische Volk eins mit dem Evangelium; es betrachtete sich, nach Art der Hebräer, als das auserwählte Volk. In den Bergen von Andalusien haben die Bewohner, um zu fragen, ob ich Spanisch verstehe, mich gefragt: „Sprechen Sie Christlich?“ Während jenes achthundertjährigen Kampfes gegen den Islam hat ein jeder Mann sich gewöhnt, sich für einen Ritter Christi anzusehen. Da, wo es sich um Gottes eigene Sache handelt, schwinden die Vermögens-Unterschiede und die Klust der gesellschaftlichen Stellung. Auf einem Schlachtfelde sind alle Menschen Brüder; aber wenn dies Schlachtfeld ein ganzes Land ist, wenn die Schlacht acht Jahrhunderte dauert, wenn es Christi Sache ist, um welche die Geschlechter die Waffenwache thun, so ist es offenbar, daß das Gefühl der Gleichheit unter dem Banner des Ewigen, das Gefühl der Gemeinschaft durch das Blut sich unverwundbar dem Herzen dieses Volkes einprägen und selbst

* Vgl. Nr. 79 des Magazins.

seines Wesens Grundlage werden muß. Alles Gold von Mexiko hat dies nicht ändern können. Dies Gefühl der religiösen Brüderlichkeit ist die schönste Frucht der Erziehung Spaniens, diejenige, woran es am meisten halten muß und welche es keiner Regierungsform aufopfern darf. Es ist die Spur von dem Finger Gottes in seiner Geschichte.

Hier stoßen wir auf eine der größten Schwierigkeiten für die Einführung einer ständischen Regierung. Die Masse des Volkes hat sich für die Verfassung noch nicht ausgesprochen; sie hat sogar anfangs dagegen angekämpft. Und weshalb? Wenn sie an dem Gedanken der Gewalt eines Einzigen so fest gehalten, so ist dies nicht bloß Liebe zum Despotismus; nein, es ist dies, daß sie bei der absoluten Gewalt alle anderen auf gleiche Stufe gestellt und folglich die alte Gleichheit bewahrt und gereizt sieht. Von der einen Seite das Volk, von der anderen der unumschränkte Herrscher, nichts zwischen beiden — diese unmittelbare Beziehung gefällt dem castilianischen Stolze. Indem man Abgeordnete, Senatoren, Volksvertreter ernannt, läuft man da nicht Gefahr, Vorgesetzte, Herren, Könige ohne Krone über sich zu sehen? Das ist ein Gedanke, welcher im Stillen die Landbewohner der Halbinsel beunruhigt. Die Volksvertretung wird in Spanien keinen Eingang finden, wenn sie nicht jenen Gleichheits-Instinkt vollkommen sicher stellt, der das Erzeugniß der Jahrhunderte; die Frucht des Christenthums, das Spanien aufgedrückte Siegel ist. Und wenn dies Gefühl angetastet oder zerstört werden, wenn sich an seiner Statt ein Geist der Ausschließung erheben sollte, die Herrschaft des Geldes, die Bevorrechtung irgend einer Klasse, mit einem Worte, der Keim des gesellschaftlichen Krieges, so glaube ich mit einer großen Masse des spanischen Volkes, es wäre unendlich besser, die Volksvertretung würde nimmer dasein eingeführt. Die Monarchie ist in Spanien im höchsten Grade volksthümlich. Das Volk sieht sich und spiegelt sich in seinem Könige. Wird dem Königthume sein Blendwerk genommen, so wähen Viele, sich selbst zu entthronen. Ja, dies Gefühl ist so stark, daß eine Gefahr für die Monarchie nur in ihr selbst liegen kann. Für eine große Anzahl ist die Königin eine constitutionelle Madonna. Darin liegt die Gefahr, wenn die Monarchie meint, Alles wagen zu können.

Was könnte ein königlicher Geist auf diesem Throne nicht ausrichten, wenn er mit kühnem Muthe den ersten Schritt thäte zur Wiedergeburt dieses Volkes? Alles würde ihm dienen, Alles ihn tragen. Denn er fände dort keine jener traurigen Erinnerungen, welche sich in anderen Ländern kreuzen. Da ist kein Karl I., kein Ludwig XVI., deren Andenken ihren Nachfolgern den Weg vertritt. Das spanische Volk ist seinen Königen in die Freiheit, in die Knechtschaft, ja in das Verbrechen gefolgt. Es hat sogar Ferdinand VII. verziehen, durch dessen Willkür es seit etwa zehn Jahren in Aufruhr gährt — vielleicht das einzige Beispiel von einem Volke, welches einen Aufstand unternommen, um zwei Zeilen aus dem letzten Willen seines Fürsten zu befolgen. Was will man mehr? Anderswo begreift man das Mißtrauen, hier ist es ein Frevel.

Man will das Volk retten, man will ihm geben, was ihm Noth thut. Was aber ist dies? Wer da behauptet, Alles müsse dahin abzuwenden, das tägliche Brod diesem Haufen zu geben, der seit Jahrhunderten gewohnt ist, es zu entbehren, der kennt denselben schlecht. Dieses Volk hat immer große Beschäftigungen, große Zwecke gehabt, bald die Verteidigung des Christenthums, bald die Herrschaft in der neuen Welt. Seitdem ihm diese Beschäftigungen fehlen, stirbt es vor Mißmuth. Es fordert vom Königthume nicht bloß Verwaltungs-Behörden, Präfecten, Commissarien, Polizei; es fordert Alles, was ihm fehlt, Ehre, Wahrheit, Gerechtigkeit, Redlichkeit, einen Rest der alten spanischen Größe, das gesellschaftliche Leben, dessen Quell es noch in jenem sucht. Aber, sagt man, das Alles ist schwer wiederzufinden. Ich gebe es zu; ich habe auch von vorn herein einen königlichen Geist im Besitze der Gewalt vorausgesetzt!

Nichten wir noch einen Blick auf die politischen Versammlungen. Man wähnt insgemein, die castilianische Nation sey unter ihrer entliehenen Charta begraben, und der Volks-Charakter habe keine Gelegenheit gefunden, sich wieder zu zeigen. Wenn man in den Cortes den Verhandlungen folgt, so ist das Erste, was man bemerkt, dies, daß das gesprochene Wort an und für sich selbst Zweck ist. Diese Sprache war so lange gefesselt unter den Banden einer stummen Herrschaft, daß es schon ein Glück ist für das spanische Ohr, sie wiederzufinden, sie öffentlich zu vernehmen, sie in allen Lauten zur Bezeichnung moderner Begriffe zu versuchen. Was gäbe Italien darum, hätte es nur die einzige Freiheit, sich einmal öffentlich an den kräftigen Gestaltungen der politischen Sprache seines Mittelalters ergötzen zu können! Dieser Durchbruch des Wortes ist schon eine Eroberung für die Völker des Südens, welche seit Philipp II. zu klösterlichem Schweigen verdammt waren.

Wenn es sich um eine große Frage handelt, so kann man sagen, daß die gewöhnliche Haltung der spanischen Beredsamkeit eine drohende Ruhe ist, etwas Eifriges, das plötzlich in feurige Töne, in raube afrikanische Laute, in Worte umschlägt, welche, der Lava ähnlich, langsam weiter fließen und die Versammlung einhüllen. Der Wechsel jener Kälte und dieser tropischen Hitze ist von einer eigenthümlichen Gewalt. Und wie der Redner so die Zuhörer. Wie heftig die Verhandlung, wie erhitzt der Redner auch sey, nie wird er durch ein Murren, durch irgend ein Zeichen des Weifalls oder des Mißfallens unterbrochen. Ich habe Redekämpfe beigewohnt, wo es sich nicht nur um Leben und Tod, wo es sich um einen Kampf handelte zwischen der königlichen Gewalt und einem einzelnen Manne. Fiebergluth, Wuth, Drohung brannien in allen Gemüthern. Eine Woche lang belagerte eine Partei ihre Gegner und forderte

sie mit kalten und scharfen Schmähreden heraus. Während dieser ganzen Zeit ließ diese Hälfte der Versammlung, der man ihr politisches Daseyn entreißen wollte, nicht einen Laut hören. Es war das Schweigen des Marmors. Diejenigen, welche die Kalibütigkeit zu verlassen drohte, begnügten sich damit, sich ohne Aufsehen zu entfernen. Man hätte meinen sollen, sie ergäben sich oder wären völlig theilnahmslos. Im Gegentheil, es war der äußerste Grad der Leidenschaft. Diese Todtenstille währte bis zu dem Augenblicke, wo der größte Redner Spaniens, in ihrem Namen sich erhebend, die Gewalt aller jener Leidenschaften, alle jene unterdrückten Schreie zusammenfassend, zwei volle Tage lang Worte in die Versammlung schleuderte, die noch in meiner Seele brennen.

Der spanische Charakter, der sich so in der Parlaments-Beredsamkeit ausdrückt, tritt nicht minder stark in der Art und Weise der Berathung, in dem Botum hervor. Anderwärts hat man überall die geheime Abstimmung als eine Bürgschaft für die Freiheit der Meinungen betrachtet; man will frei seyn, aber unter dem Schleier des Geheimnisses, so daß es Niemand wisse. Der spanische Stolz hat sich dazu nicht herablassen können. Dort wird der Meinung eines Jeden die feierlichste Offenlichkeit gegeben. Selbst bei Gelegenheiten, wo Drohung und Wuth aus dem Anlitze sprechen, erhebt sich ein Jeder im Augenblicke der Abstimmung und giebt mit lauter Stimme sein Botum ab, und Keinem scheint der Gedanke beizukommen, als könnte die Ausrichtigkeit des Botums durch die Furcht gehindert werden. Diese äußeren Anzeichen sind von Bedeutung; sie zeigen, wie ernst es diesen Männern mit ihrer Heranbildung zum modernen Leben ist. Uebrigens kümmern sie sich wenig darum, was man außerhalb von ihnen denkt; es erfüllen sie zu viele Leidenschaften im Innern. Die Trauer ist bei manchen von ihnen sichtbar. So viele Mühen, so viel Kampf und Blutvergießen, und welcher Erfolg! Viele sind der Freiheit und des Rechtes überdrüssig und stürzen sich als Verzweifelte wieder in die Knechtschaft. Aber sie werden auf diesem Riffen nicht lange schlummern können. Die absolute Gewalt führt in Versuchung und täuscht in Spanien alle der Reihe nach. Die Freiheit scheint dort zu schwach, sich zu befestigen, und zugleich zu stark, um vom Despotismus den Frieden anzunehmen. Das Volk täuscht sich, wenn es meint, es würde ihm genügen, die alte Gleichheit unter gemeinsamer Knechtschaft wieder zu erlangen; es gewöhnt sich zu sehr daran, sich von allen übrigen Völkern abzusondern. Dieser Geist der Absonderung raubt ihm die Hälfte seiner Kraft. Mögen Andere die Spanier stolz finden, ich finde sie zu bescheiden. Könnte ich doch bei diesem Volke den Gedanken wieder ansuchen, daß der Ausgang seines Kampfes mit dem Schicksal der anderen Völker innig verknüpft ist, und daß es wie alle anderen eine Sendung in der gegenwärtigen Welt zu erfüllen hat.

Gründlich betrachtet, hat diese Gleichgültigkeit der Masse gegen politische Fragen einen merkwürdigen Grund. Nachdem dies Volk so lange die Sache Gottes geführt, wird es ihnen schwer, sich an etwas außer Gott zu betheiligen. Bei dem Landbewohner von Biscaya und Asturien ist diese Verachtung menschlicher Staatskunst im Vergleich mit den Geheimnissen der heiligen Politik mit einem fast erhabenen zu nennenden Stolze verknüpft. Von der Höhe des siegreichen Christus herab betrachtet er mittheilidig die Fragen der Verfassung. Will man nun die Massen in die Bewegung unserer Zeit hineinziehen, so muß man ihnen klar machen, daß der Gott des Evangeliums in den Fragen des neunzehnten Jahrhunderts gegenwärtig ist, und daß Spanien in dem Plane und der Politik der modernen Zeit eine Stelle hat. Der Weg des Heils für dieses Volk ist, es mit sich selbst zu versöhnen. Man muß zeigen, daß die Sache des neunzehnten Jahrhunderts, daß die Bewegung, die es fortreißt, daß die Erneuerung des Rechtes die alte Sache Gottes ist, daß es noch heute und immer in der Welt einen Muhammedanismus zu bekämpfen giebt, nicht den des Koran, sondern das Prinzip eines trägen Schicksalsglaubens; daß der Dem der Religion in die Gestaltungen der neuen Gesellschaft übergeht; mit einem Worte, daß, wenn Europa und insbesondere Spanien der Zukunft entgegengeführt wird, der Grund davon nur der ist: Gott will es. Ein einziges Wort in diesem Sinne im Namen der modernen Wissenschaft und Philosophie ausgesprochen, wäre von größerer Wirkung auf den Geist Spaniens, als alle Verbindungen und alle Staatskunst der Welt. Mögen die Mächtigen es aussprechen. Wir aber wollen mindestens arbeiten an der Idee. Man beschuldigt uns des Unglaubens. Nein! das sind die Ungläubigen, die am Leben verzagen, die die Bewegung, die Zukunft verleugnen, das heißt, die in der modernen Geschichte den Finger der Vorsehung nicht sehen.

Mannigfaltiges.

— Umgestaltung der Revue de Paris. Die Revue de Paris, welche im verflohenen Jahre ihr Format geändert und im vergangenen Juni plötzlich zu erscheinen aufgehört hatte, wird nach einer eben eingegangenen Ankündigung in verjüngter Gestalt wieder auferstehen. Sie ist nämlich mit dem gleich ihr funfzehn Jahre zählenden Artiste verbunden und die Redaction der vereinigten Blätter dem bisherigen Mitarbeiter beider, Herrn Arsène Houssaye, übertragen worden. Infolge der Ankündigung wird sie also jeden Sonntag als Wochenblatt in 32 bis 48 Columnen großen Quartformates, begleitet von zwei Stahlstichen, erscheinen. Beiträge werden versprochen von Arsène Houssaye, Bozlan, Esquiroz, Theophile Gautier, Alphonse Karr, George Sand, Balzac, Méry, Desplaces, Paul de Musset, de Girardin, Janin, Vetroz, Raoul-Rochette, Ed. du Sommerard, A. Dumas, E. Durliac, Lenormand und mehreren Andern.